

Marianne Gronemeyer

Lob der Gastfreundschaft

11. März 2007

Begegnungsabend des Freundeskreises St. Arbogast

Ein Lob auf die Gastfreundschaft soll ich singen, und das scheint auf den ersten Blick eine angenehme Übung zu sein. Denn die Gastfreundschaft ist eine über jeden Zweifel erhabene schöne, menschliche Geste. Darüber wird man sich schnell einig. Die Bilder, die sich einstellen, wenn wir an sie denken, gehören dem Festlichen zu, den erhabenen Augenblicken des Lebens, dem Beisammensein mit wohlgelittenen Menschen in gehobener Stimmung bei Wein, Weib und Gesang oder geistreicher Unterhaltung, dessen Prototyp – allerdings unter Ausschluss der Weiber- das platonische Gastmahl darstellt. Das übrigens auch hätte ganz anders verlaufen können, weniger geistblitzend und ohne, dass dem Eros ein vielstimmiges Lob gezollt worden wäre. Dann nämlich, wenn die anfänglich getroffene Vereinbarung über den Verlauf des Gastmahls, darauf hinausgelaufen wäre, dass man um die Wette trinken und es auf den Rausch anlegen wolle, und nicht, wie es dann tatsächlich für diesen Abend beschlossen wurde, weil man sich gestern schon auf die anstrengendste Weise betrunken hatte, nur so zum Vergnügen zu trinken.

Ich lese Ihnen die einschlägige Passage vor, und Sie können ja dann eine diesbezügliche Entscheidung auch für das hier anstehende Gastmahl treffen, vorausgesetzt, dass genügend Vorrat von dem Göttertrank in den Kellern liegt, was ich allerdings leise bezweifle.

Platon, Gastmahl, in Sämtliche Werke Bd. 2, Hamburg 1959 (2. Auflage) S. 209f.

Aber wir würden das Wesen der Gastfreundschaft verkennen, wenn wir sie auf diese heiteren Zusammenkünfte, die alle Sinne erfreuen und beleben, beschränken wollten. Die Gastfreundschaft fordert uns auf ganz andere Weise heraus, und es ist wohl kein Zufall, dass wir hier ihr Loblied singen wollen: ein ziemlich sicheres Indiz dafür, dass es um sie schlecht bestellt ist.

Der Gast ist ja nicht unbedingt der sympathische Zeitgenosse, den ich geladen habe und dessen Erscheinen mir ein reines Vergnügen ist. Wenn **ich** Gäste habe, dann habe ich sie erwartet, ihnen ein Essen zubereitet, sie sind mir willkommen, sie gehören zum Kreis der Freunde, ich bestimme ihnen in der Regel Zeit und Stunde ihres Besuchs. Der Gast der alten Gastfreundschaft ist jemand gänzlich Anderes als wir ihn heute sein lassen. Er steht unangekündigt vor der Tür. Solche **unverhofften Gäste** sind, in unserer verkümmerten Kultur der Gastfreundschaft eher selten und selbst, wenn sie uns lieb und wert sind, durchaus nicht immer gern gesehen, denn sie stören die routinierten Tagesabläufe oder die Absichten und Pläne, mit denen wir die nahe Zukunft schon randvoll zugestellt haben. Der **Fremde** jedoch, der an die Tür klopfte und als Gast aufgenommen zu werden erwartete, würde gar als impertinent empfunden. Er müßte sich auf hieb- und stichfeste Weise legitimieren und wirklich überzeugende Gründe für sein ungewöhnliches Betragen und Begehren angeben. Genau diesen Gast, den Fremdling, meint aber die Gastfreundschaft, deren Lob ich singen soll. Der Gast ist der Fremde, der Einlass begehrt und dem

Aufnahme, nämlich ein Nachtlager, ein Stück Brot und ein Kerzenstummel, also ein wenig Licht, gebührt. Wohl gemerkt: er hat nicht ein Recht auf all das, aber es gebührt ihm. Heute haben wir für solche Vorkommnisse Hotels, Gasthäuser, Jugendherbergen oder Obdachlosenasyile. Und wer keines von diesen Angeboten nutzen will und an die Gastfreundschaft appelliert, macht sich verdächtig.

Meine Gastfreundschaft wird also durch den unliebsamen Gast auf die Probe gestellt, jenen der unangemeldet auf der Türschwelle steht und Einlass begehrt. **Vielleicht** bittet er nicht einmal darum, sondern ist nur einfach da und sein bloßer Anblick enthält die Aufforderung, ihm Einlass zu gewähren. **Vielleicht** empfinde ich ihn nicht nur als störend, womöglich macht er mir Angst. Ich kenne ihn nicht. Ich weiß nichts von ihm.

Vielleicht ist es ihm gar nicht um Gastfreundschaft zu tun. **Vielleicht** will er ganz anderes als ein Lager, eine Kerze und ein Stück Brot. **Vielleicht** hat er es auf mein ganzes Hab und Gut abgesehen und seine Bedürftigkeit ist eine betrügerische Verkleidung. Die vielen 'Vielleichts', Inbegriff der Unwägbarkeit, machen das ganze Unbehagen, das mir der Gast bereitet, fühlbar.

Michel de Montaigne berichtet in einem seiner Essais von einer solchen Situation. Sein Gutsnachbar 'besucht' ihn mitsamt seinem berittenen Gefolge, Männer in Waffen. Der Hausherr des Montaigne-Gutes ahnt, dass das, was dort als Besuch inszeniert wird, die Präliminarien eines Überfalls sind. Gleichzeitig ist er aus Gründen des Gastrechts gehindert, diesen Verdacht offen auszusprechen und seinerseits sein Gefolge in Stellung zu bringen. Also tut er so, als sei der Besuch ein Besuch. Er bewirtet seine Gäste üppig, lässt einen Gang nach dem andern auffahren und viel Wein

fließen und vereitelt so das böse Vorhaben, das angesichts dieser Offensive des Lächelns nicht zum Zuge kommt, dem buchstäblich die Gelegenheit, der rechte Augenblick zum Umsturz der Situation ausgeht. Schließlich reitet die ganze Bande betrunken und vollgefressen davon, die Niederlage der Eindringlinge ist besiegelt, ohne dass ein einziges Wort der Feindschaft gefallen ist. Fürderhin sind alle gehalten, über das Ereignis Stillschweigen zu bewahren. Weder darf der Gastgeber über den andern öffentlich triumphieren und sich seiner List prahlerisch rühmen, noch darf der Eindringling je wieder auf sein Vorhaben zurückkommen, denn seine Niederlage bleibt nur dann geheim, wenn er die Situation als das nimmt, was sie dem Augenschein nach war: ein nachbarschaftlicher Besuch. Nun ist aber das listige Verhalten des Herrn de Montaigne weder eine Handlungsanweisung mit Erfolgsgarantie. Es hätte ja das ganze Unternehmen durchaus danebengehen können. Noch ist das, was der Hausherr seinem ungebetenen Gast bietet, wirkliche Gastfreundschaft, denn seine Generosität wird zur Waffe. Er setzt sie ein, um den andern kampfunfähig zu machen. Hier wurde das Gastrecht **benutzt**, um einen symbolischen Rahmen zu schaffen, damit eine Auseinandersetzung in statu nascendi unblutig beendet werden konnte.

Das Wort 'Gast' lässt sich auf seine Herkunft aus dem Lateinischen zurückführen. Und dort hat es zwei Wurzeln, nämlich das Wort 'hospes', der Gast, wie es im 'Hospiz' noch in unserer Alltagssprache geläufig ist, und das Wort 'hostis', der Feind, der Fremdling (im Englischen 'hostile' 'hostility'). Diese doppelte Herkunft erlaubt nun ein paar wichtige Einsichten. Schauen wir uns zuerst das Wort ‚hospes‘ an. Es ist in sich

wieder doppeldeutig, es bezeichnet nämlich sowohl den Gast, als auch den Gastgeber, womit eine wichtige Aussage über das Gastrecht getroffen wurde. Es ist ein Verhältnis auf Gegenseitigkeit. Jeder, der Gast ist und der die ihm gebührende Gastfreundschaft erfährt, ist auch zugleich potentieller Gastgeber. Gastgeber kann ich nur dort sein, wo ich wohne. Es ist die unverzichtbare Bedingung der Gastfreundschaft, dass ich, als Gastgeber oder Gastgeberin den Gast über meine Schwelle führe, aus einem unfreundlichen und gefährlichen Draußen in die Geborgenheit eines umhegten und geschützten Binnenraumes. Wenn ich also in der Fremde an die Gastfreundschaft der dort Wohnenden appellieren kann, dann heißt das, dass dort, wo ich wohne auf meine Gastfreundschaft gerechnet werden kann. Das ist das eine, aber darauf beschränkt sich die Gegenseitigkeit nicht. Vielmehr hat der Gast auch dort, wo er zu Gast ist Pflichten. Auch als Gast ist er nicht nur Nehmender, sondern auch Gebender. Auch als Gast trägt er gebend etwas bei zum Gelingen dieses Verhältnisses. In der Antike wurde er als Abgesandter des Zeus verstanden. Wie armselig er und wie leer seine Hände sein mochten, er hatte doch etwas zu geben. Gast und Gastgeber waren einander ebenbürtig.

Und nun zum Wort 'hostes'. Darin scheint die Verwicklung der Fremdheit mit der Feindschaft auf. Hier wird auf die naheliegende Vermutung angespielt, der oder das Fremde sei mir in seiner Andersheit feindselig gesonnen, bestreite mir durch seine bloße Existenz das Recht meines Soseins, wie auch ich - umgekehrt - die Erfahrung der Fremdheit des Andern mit dem Gefühl der Überlegenheit meiner Eigenart verbinde, um

gleichsam eine Verteidigungslinie gegen das Fremde aufzurichten. Die Gastfreundschaft nun ist jene Haltung, die diesen Automatismus unterbricht.

Um dem Wesen der Gastfreundschaft auf die Spur zu kommen, müssen wir uns fragen, was es mit der Gegenseitigkeit auf sich habe, und das ist eine anstrengende Denkbewegung, die uns Mühe machen wird, denn wir haben über Jahrhunderte kapitalistischen Wirtschaftens einen vollkommen verwahrlosten Begriff von der Gegenseitigkeit : sie scheint ein Verhältnis zu meinen, in dem es um den gerechten Tausch im menschlichen Miteinander geht. Wir verstehen Gegenseitigkeit zuallererst als ‚do ut des‘, ich gebe dir , *damit* du mir gibst.

Sprichwörtlich findet sich das Prinzip der Gegenseitigkeit in der Handlungsmaxime des 'Wie du mir, so ich dir' oder - weniger dem Vergeltungsgedanken verpflichtet- in der Vulgärform des kategorischen Imperativs: "Was du nicht willst, das man dir tu, das füg' auch keinem andern zu." Aber dies sind alles schon buchhalterische Erwägungen, in denen die Vernunft des Tauschprinzips regiert. Recht eigentlich geht es dabei nicht um Gegenseitigkeit, sondern um Einseitigkeit. Ich bin nicht um *dein* Wohlergehen besorgt, sondern um *meinem* Vorteil. Vernünftigerweise muss ich allerdings davon ausgehen, dass du meinen Vorteil nur dann mehren wirst, wenn dabei dein Vorteil nicht zu kurz kommt. Und da wir im Resultat beide einen Vorteil nach Hause tragen, glauben wir einander nicht geschadet zu haben. Tatsächlich haben wir uns gegenseitig unseres *Eigen-Sinns* beraubt und uns wechselseitig zum Mittel gemacht, zum Mittel unseres Vorteilsstrebens, ohne allerdings offene Gewalt anzuwenden. Das ist die List der Tauschvernunft, dass sie scheinbar ohne Gewaltanwendung

nichts als Vorteil verschafft; ¹ Und hier zeigt sich dann auch, dass der gerechte Tausch, wie gerecht er immer sein mag, mit Freundschaft und mit Gastfreundschaft nichts gemein hat.

Wenn aber dieses Wechselverhältnis von *Geben und Nehmen*, das doch der Inbegriff der Reziprozität zu sein scheint, diesen Namen nicht verdient, was macht dann das Wesen der Gegenseitigkeit aus? Stellen wir uns die Gestik des Gebens und des Nehmens in diesem Tauschakt bildlich vor Augen: Der Gebende hält das, was er auszuhändigen sich anschickt, mit der einen Hand eisern fest, während die andere schon nach dem greift, worauf er es abgesehen hat. Greifen und Festhalten: beides bringt nicht die Gebärde der offenen, sondern der besitzergreifend verkrallten, der grapschenden Hände hervor. Und die Augen? Wohin ist der Blick der Akteure gerichtet, während sie - gleichzeitig - geben und nehmen? Ich denke, sie schauen auf das Gut, das den Besitzer wechselt, sie schauen einander nicht in die Augen, denn die könnten verraten, dass der Blick scheel und lauernd ist, dass jeder doch des Andern Übervorteilung oder Betrug im Sinn hat und den vertrauensvollen Umgang nur täuschend ähnlich imitiert.

Ganz anders das Wechselspiel von *Geben und Empfangen*. In ihm teilt der Gebende mit offenen Händen aus, während der Empfangende die Hand zu einer Schale öffnet, in die etwas hineingelegt werden kann. Die Gaben, die ausgeteilt oder empfangen werden, sind keine Besitztümer, sondern

¹ „Die List des Teufels scheint eben gerade darin zu bestehen, daß er nichts zu tun vorgibt. In Wirklichkeit vernichtet er.“ Rosenstock-Huessy a.a.O. S. 491.

Geschenke.² Und der Blick hat nichts zu verbergen, jeder kann dem andern das offene und unverstellte Antlitz zuwenden.

Das Geben und Empfangen, das der Freundschaft und der Gastfreundschaft zugehört, und dessen Lob ich aus vollem Herzen singen möchte, lässt sich am ehesten an der Kunst des Schenkens studieren.

Lassen Sie uns also eine kleine Weile über das Schenken nachdenken, eine Übung, die ebenso schwer ist, wie das Nachdenken über die Gegenseitigkeit, denn auch das Schenken ist verwüstet durch und entstellt durch die tauschgewohnte Praxis, die wir als Konsumenten angenommen haben.

Es ist offensichtlich, dass das Geschenk keine Gegenleistung erfordert wie der Tausch, gerade dies macht ja sein Wesen als Geschenk aus, und doch ist nur im Schenken wirkliche Gegenseitigkeit möglich. Wie das? Die hervorstechende Eigenart des Geschenks, wie der Gastfreundschaft, ist die, dass beide vollkommen wertlos sind. Sie haben keinen Preis, sie sind einer Bemessung nach Geldwert unzugänglich. Ein Geschenk ist ein Geschenk, unvergleichlich, und Gastlichkeit ist Gastlichkeit, unbezahlbar. Damit sind beide so zerbrechlich wie Glas, denn sobald sie verglichen und bewertet werden, verlieren sie ihren Glanz,, ihr Wesen und ihre Zauberkraft. Sie werden fahl, unscheinbar, ein Tauschobjekt, wie jedes andere.

Wir machen es uns allerdings allzu leicht, wenn wir denken, dass im Akt des Schenkens, die ganze Aktivität auf der einen Seite, der Seite des Gebenden, ist und die ganze Passivität auf der Seite des Empfangenden. Dann hätte ja der Gebende die Regie inne. Tatsächlich ist er aber

² Vgl. hierzu: Dissymmetrische Komplementarität.

angewiesen auf die Einladung des Empfangenden. Empfangen ist so aktiv wie geben. Und Geben, das ja ein Lassen, ein Loslassen ist, ist so passiv wie Empfangen, wenn auch von anderer Art. ‚Dissymmetrische Komplementarität‘ nennt Ivan Illich dieses Verhältnis einander ergänzenden ungleichen Tuns, wie es zwischen Gast und Gastgeber unverzichtbar ist. Die Aktivität des Empfangens besteht darin, empfänglich zu sein. Musik, die nicht auf empfängliche Ohren trifft, verhallt. Schönheit, die nicht auf empfängliche Augen trifft, hat nichts zu geben.

Wir haben nicht einmal mehr einen erfahrungsgesättigten Begriff des Schenkens geschweige denn eine gekonnte Praxis: "Die Menschen verlernen das Schenken. Der Verletzung des Tauschprinzips haftet etwas Widersinniges und Unglaubwürdiges an; da und dort mustern selbst Kinder misstrauisch den Geber, als wäre das Geschenk ein Trick (was es in der Regel auch ist, M.G.) ... Noch das private Schenken ist auf eine soziale Funktion heruntergekommen, die man mit widerwilliger Vernunft, unter sorgfältiger Innehaltung des ausgesetzten Budgets, skeptischer Abschätzung des anderen und mit möglichst geringer Anstrengung ausführt." ³ Das 'Schenken', so wie wir es gewöhnlich praktizieren, folgt ganz dem Prinzip des 'Wie du mir, so ich dir'. Fraglich, ob das, was einmal Ware war, je zum Geschenk geädelt werden kann. Fraglich also, ob Konsumenten überhaupt schenken können. ⁴ Oder ob der Geldwert, der für die zum Geschenk ausersehene Ware entrichtet werden musste, selbst wenn das Preisschild nachträglich mit peinlicher Sorgfalt getilgt wurde,

³ Adorno, Theodor W.: *Minima moralia*, Frankfurt a.M.:1985, S. 46

⁴ Vgl. Habermas: Jürgen: Können Konsumenten spielen? ???

den Produkten so unauslöschlich anhaftet, dass er die Beziehung zwischen Schenkendem und Beschenktem unvermeidlich mit der Käuflichkeit infiziert. Fraglich ebenso, ob bezahlte Beherbergung, und sei sie noch so ‚kundenfreundlich‘ irgendetwas von Gastlichkeit zuwege bringt oder ob nicht jede besondere Annehmlichkeit die dem ‚Gast‘ gewährt wird, als Trick durchschaut wird, um ihn konkurrierenden Beherbergern abspenstig zu machen. Vielleicht taugen in der Warenwelt nur noch Gesten als Geschenk, ein Lächeln, zum Beispiel. Aber selbst das Lächeln wird ja in den branchenspezifischen Freundlichkeitsschulungen schon zur Strategie, um Kunden zu ködern.

Wann hätte ich je ohne Spekulation auf eigenen Gewinn geschenkt, ein Geschenk ganz und gar hingegeben, den Beschenken zu nichts verpflichtet, keinesfalls dazu, sich zu revanchieren, auch nicht zum Dank, ja nicht einmal zur Freude. Was habe ich im Sinn, wenn ich das tue, was man gemeinhin ‚Schenken‘ oder Gastlichkeit nennt. Ich will mir den Andern gewogen machen, ich will ihn mir verpflichten, ich will mich ihm annehmlich machen, ich glaube ihm etwas schuldig zu sein, ich will ihm imponieren durch die Größe oder Originalität des Geschenks, ich will ihn bestechen, ich will ihm vielleicht sogar eine Freude machen, als deren Veranlasser ich mich dann fühlen kann, ich will mich in meiner Großzügigkeit sonnen, mein Gewissen saturieren. Die Liste der Selbstbedienungsmotive des Schenkens lässt sich beliebig verlängern. ‚Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft‘, ist eine Maxime modernen Wirtschaftsgebarens, die sich auf ungeheuerliche Weise an der Freundschaft und an der Gastfreundschaft vergeht, aber sich längst auch

eingeschlichen hat in den Freundschaftsdienst. Die Werbebranche triumphiert über die Zuneigung. Ich beschenke dich nicht, *weil* du mir lieb und wert bist, ich bemesse das Geschenk danach, *wieviel* du mir wert bist. All diese Motive setzen ein Kalkül in Gang: was springt für mich dabei heraus? Sie erfordern, dass ich dich taxiere: wieviel Gewicht hast du in die Waagschale zu legen? Es ist der Geber, der vom Geschenk profitieren will, folglich: keine Gegenseitigkeit.

Dieser kleine Durchgang durch die Beweggründe des Schenkens mag genügen, um einzusehen, dass das Schenken eine geradezu unlösbare Aufgabe ist, eine Aufgabe, die nicht einmal titanisch genannt werden kann, denn die Tatkraft des Titanen nützt hier wenig: Wenn nämlich das Schenken entgegen aller Wahrscheinlichkeit doch gelingt, habe ich es mir nicht selbst zu verdanken, sondern dir, dem Beschenkten. Sobald ich auf das Gelingen wie auf meine Leistung schaue, habe ich dich, den Empfänger der Gabe um das Geschenk betrogen. Was heißt das? Der einzigartige Augenblick der echten Gabe ist eigentlich nur wie ein Märchen erzählbar. Sobald die Sprache des Begriffs darauf angewendet wird, versteinert er. Ich habe von der Zerbrechlichkeit des Geschenks gesprochen und von der Flüchtigkeit seiner Zauberkraft. Nun, der wirklichen Gabe wohnt tatsächlich etwas von Zauber inne. Sie besitzt die Kraft zu verwandeln. Sie kann im Frosch den Prinzen offenbaren und im Fremden den Vertrauenswürdigen. In dem Augenblick, in dem sie empfangen wird, verwandelt sie den Beschenkten in einen Schenkenden, wie elend oder prekär auch seine Lage sein mag. Ihm fällt der Segen des Geschenks zu, nun ist er gesegnet und kann, als Gesegneter,

augenblicklich Segen verströmen. Wenn ich dem Fremden, statt ihn feinselig zu mustern und mir vom Halse zu halten, mein Vertrauen schenke, so kann ich mir dies nicht als Verdienst zurechnen, denn die Möglichkeit zu vertrauen, wurde mir von dem Fremden, der da Einlass begehrt geschenkt. Michel de Montaigne konnte nicht vertrauen, weil ihm diese Möglichkeit durch den Hintersinn des angeblichen Gastes verwehrt wurde, und so missbrauchte er die Regeln des Gastrechts, um zu überlisten. Aber daran nehmen nicht nur die beiden Kontrahenden Schaden, sondern auch das Gastrecht, das seine Autorität und Glaubwürdigkeit einbüßt.

Wenn die Gabe mit Berechnung verunstaltet wird, dann kehrt, was an ihr *Segen* werden sollte, als *Profit* zum Geber zurück und der Nehmende geht leer aus, mag er auch die Gabe in Händen halten. Er wird durch sie entweder zum Mittel im Vorteilskalkül des Gebers erniedrigt oder zum Bettler gemacht, beschämt, verkleinert, falls er nicht in gleicher Münze heimzahlen kann. Der Segen bleibt für beide aus, für den Spender der Gabe und für den, dem sie zuteil wurde.⁵ Und das, was sie als Geschenk miteinander in einem Verhältnis der Gegenseitigkeit hätte verbinden können, wird zum Tauschobjekt, das sie voneinander isoliert und einander fremd macht.

⁵ Über die Bedeutung des Segens in der jüdischen Tradition schreibt Sergio Quinzio: "Segen als Geste oder Wort, das Kraft verleiht ... Der Segen wird vor allem als heilende Kraft empfunden, die ein erfülltes Leben hervorbringt, also eine Übertragung von Lebenskraft ... der wirkt, wo er entgegengenommen wird, doch dort, wo er keine Aufnahme findet, zu dem zurückkehrt, der ihn ausgesprochen hat. ... Der Segen ist mit der Greifbarkeit der Gaben verbunden und in diesen erkennbar." S. Quinzio, a.a. O. S. 34 f. (Hinweis: gestern geschrieben, heute gelesen 15. Aug.2004)

Ivan Illich erzählt eine kleine Begebenheit, die trotz ihrer Unscheinbarkeit das ganze Gewicht des Gabenspendens trägt.

"Es war an meinem ersten Morgen in Senegal, im Marktviertel von Dakar. Mit einem Freund verließ ich das Haus, in dem ich die Nacht verbracht hatte, und wir gingen an der Mauer einer Sufi-Moschee entlang. Dort standen Bettler mit ausgestreckter Hand. Mit christlicher Selbstverständlichkeit stöberte ich nach einem Zehnfrankenstück in meiner Tasche und legte es so beiläufig wie möglich in eine dieser Hände. Ich hatte den Mann nicht einmal angesehen. Mein Freund blieb stehen und forderte mich auf, dem Bettler in die Augen zu sehen und mich vor ihm zu verbeugen. Ich hatte ihm eine Spende gereicht, und jetzt war es an ihm, mich mit einem Koranspruch zu segnen. Was da vor sich ging, war genau des Gegenteil eines Gabentausches. Es war eine Feier der Unvergleichbarkeit von zehn Franken und Allah's Segen. Und gerade deshalb konnten wir einander in die Augen sehen als Du und Du. Die Unvergleichbarkeit der Spende hatte unsere Ebenbürtigkeit bezeugt." ⁶

Hier entsteht ein Verhältnis der Gegenseitigkeit, jeder nimmt im Akt des Schenkens die Geste des Andern an. Keiner bleibt bei seinem Leisten. Der Geber wird zum Empfänger und der Empfänger zum Gebenden. Beide sind zu allem fähig, zum Geben und zum Empfangen. Sogar das Geldstück bleibt trotz seiner Wertaufprägung ohne Wert. Den wird es erst bekommen, wenn der Bettler es zum Kaufmann trägt, um dafür ein Brot einzutauschen. Vielleicht wird beim Lesen dieser kleinen Begebenheit auch unser Gerechtigkeitsgefühl dadurch verletzt, dass geradezu willkürlich eine

⁶ Illich, Ivan: Von der Verkehrung der Gastfreundschaft durch das Christentum, In: Festschrift Ludwig Kaufmann, Zürich 1988/89, S. 202.

*** Die Geschichte unserer Befehls-Gehorsams-Freundschaft.

der vielen ausgestreckten Händen gefüllt wird, während die andern leer bleiben und der Spender sich daraus offenbar kein Gewissen macht. Aber das Geschenk ist eben keine organisierte Hilfeleistung, auf die alle gleichermaßen Anspruch erheben können, es ist eine einzigartige Hin-und-Her-Bewegung zwischen Zweien.⁷ Und als *Empfänger* sind die Bettler auch tatsächlich keine Rivalen, was sie bei einer gerechten Zuteilung als *Nehmende* unvermeidlich wären.

Ich will der von Illich berichteten Episode eine von mir erlebte hinzufügen, um –erzählend – dieser einzigartigen Gegenseitigkeit, die sich im Schenken vollzieht und die in der Tauschgesellschaft aus dem Umgang fast gänzlich verschwunden ist, auf die Spur zu kommen, aber auch um einen Bettler zu ehren, dem ich ein außerordentliches Erlebnis verdanke. Ich traf ihn am Heiligenabend auf dem Hamburger ‚Jungfernstieg‘, wo ich hastig und entnervt, mit der Liste der zu Beschenkenden im Kopf, letzte Einkäufe tätigte, um mich meiner weihnachtlichen Pflicht mit Anstand zu entledigen. Durch die von Illich berichtete Szene gewarnt und gewitzt, wandte ich ihm meine ganze Aufmerksamkeit in einer kleinen Ansprache zu, aber dann brachte mich der Blick ins Portemonnaie in einige Verlegenheit. Die Kleingeldtasche enthielt nur noch ein paar lumpige Pfennige, also musste ich, ohne allzu lange zu zögern, einen Geldschein verausgaben, der das ‚ausgesetzte Budget‘ entschieden überstieg. Der Bettler nahm den Schein entgegen, entzündete mit einem Streichholz eine Kerze, die neben ihm stand, und sagte: Na, dann kann ich die Kerze ja

⁷ „ ... das Verhältnis zwischen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit , ihre Vereinbarkeit bleibt ein offenes Problem. Eher denn eine vollkommene Gerechtigkeit , als die sie gemeinhin interpretiert wird, stellt die Barmherzigkeit einen Verzicht auf Gerechtigkeit dar, einen Verzicht darauf , deren Ansprüche geltend zu machen, um sich mit einem minderen Maß zu begnügen, dem der Toleranz der Ungerechtigkeit“ Quinzio a.a. O. S. 120.

wieder anzünden. Grad hab ich sie ausgepustet. Die Leute, die hier vorbeirennen, haben sie nicht verdient.“ Mir ersparte er mit seinem Witz zweierlei. Die Scham über die eigene Kleinlichkeit und die Gönnerhaftigkeit der weihnachtlichen Spendierlaune. Wir konnten uns augenzwinkernd über die Ignoranz der Vorbeihastenden verständigen, die noch nicht einmal gemerkt hatten, wie hart er sie bestrafte, als er ihnen das Licht ausblies. Ein bemerkenswerter Mann mit lässigem, mit Witz gesalzenem Selbstbewusstsein. Nichts von dem trotzigem Stolz, mit dem bestenfalls der Habenichts sich Selbstachtung erkaufte, die ihm gesellschaftlich verweigert wird. Ich jedenfalls ging gesegnet, nämlich heiter, von dannen, beschenkt mit einem Licht, das ich nicht verdient hatte und mir nicht verdienen musste, und so wurden wir einander zu Gast und Gastgeber, ohne dass sich sagen ließe, wer von beiden welche Rolle innehatte, denn sie wechselte pfeilgeschwind zwischen uns hin und her.

Warum aber haben die Kultur des Schenkens⁸ und die der Gastfreundschaft einen solchen Niedergang erlebt? Warum passen sie nicht in unsere Zeit? Was ist das Ärgernis an ihnen, dessen der moderne Mensch sich entledigen wollte? Warum wollte er aus diesen ehrwürdigen Traditionen ausbrechen? Das Ärgerliche ist die *Abhängigkeit*.

Gegenseitigkeit heißt wechselseitige Abhängigkeit. Wenn wir also hier das Lob der Gastfreundschaft anstimmen, dann tun wir etwas in unseren Zeiten Revolutionäres: In einer Epoche in der die Menschen danach

⁸ Wenn ich hier von Kultur des Schenkens spreche, dann tue ich es in einem viel umfassenderen Sinn als die Rudimente des Gabentauschs, mit denen wir es in unserer Alltagspraxis zu tun haben, ahnen lassen. Ökonomie hat während des weitaus längsten Teils der Menschheitsgeschichte auf dem Gabentausch basiert. Sie war ‚Gift-Economy‘. Darüber habe ich ausführlich in: Die Macht der Bedürfnisse. Überfluß und Knappheit, Darmstadt 2002 gehandelt.

streben, voneinander immer unabhängiger zu werden und sich lieber den Maschinen und Institutionen als einander anvertrauen, müssten wir es wagen, unsere Angewiesenheit aufeinander und auf die Gaben der Natur zu feiern. Das passt wirklich nicht ins Selbstbild des modernen Menschen, dass er sich so ausliefert an ein gewährendes Gegenüber -sei es Gott, sei es die Natur, sei es der Andere.

In der Gastfreundschaft begegnen sich zwei, die, sobald sie sich unter deren Gesetz begeben, sich als ein anzuredendes ‚Du‘ gegenüberstehen. – Mit einem Du muss ich mich ins Benehmen setzen, ich kann darüber nicht verfügen oder Kontrolle ausüben. Ganz anders, wenn ich mir herausnehme, mein Gegenüber als ein ‚Der-da‘, ‚die-da‘, ‚das-da‘, zu taxieren und es auf seine Verwertbarkeit, oder Nützlichkeit oder Eignung für meine Pläne mustere. Die lebendigen Erscheinungen werden dann, wie Rosenstock-Huessy sagt, „tote und taube Dinge und reagieren nicht mehr auf Wort und Geist. ... Wenn sie angesprochen werden, stehen sie im Bereich des Du, wo Leben und Hinhorchen ist; sonst sind sie im Bereich des Es, wohin weder Reden noch Hören Brücken spannen.“⁹

Um noch einmal darauf zu insistieren, wie waghalsig es ist, das Lob der Gastfreundschaft zu singen und wie sehr wir uns damit in unserem täglichen Tun womöglich ins Unrecht setzen, werfen wir einen Blick auf die Tätigkeiten, von denen wir wähnen, dass wir uns damit dem Andern zuwenden und ihm eine Wohltat erweisen. Ich denke an Tätigkeiten, mit denen wir uns als Ärzte, Lehrer, Therapeuten, Sozialhelfer, Erwachsenenbildner, Berater usw. anderen dienstbar machen.

⁹ E. Rosenstock Huessy a.a.O., S. 487

Wenn wir beraten, erziehen, belehren, verstehen und behandeln oder betreuen, dann kommen wir doch ersichtlich ohne aufmerksame Hinwendung zum Andern nicht aus, dann vergehen wir uns doch nicht am Prinzip der Gegenseitigkeit und am Gastrecht. Vorsicht! All diesen Zuwendungen ist gemein, dass sie das gegenüber, auf das sie zielen, in ein Akkusativobjekt verwandeln, in ein Objekt also, das unter Anklage steht (accusare=anklagen), unter der Anklage, dass es nicht ist, wie es sein soll, dass es zu dem, was es sein soll, erst gemacht werden muss. Mit gänzlich anderen Verhältnissen haben wir es zu tun, wenn wir die oben beispielhaft aufgeführten Tätigkeiten in solche übersetzen, die ein Dativobjekt mit sich führen. Der Dativ ist der „zum Geben gehörige Fall“¹⁰, (dare = geben). Welch ein Unterschied, ob ich dich berate oder dir rate, ob ich dich betreue oder dir treu zur Seite stehe, dich verplane oder dir etwas vorschlage, dich bewerte oder dir Achtung bekunde, mich bedanke oder dir danke, dich erziehe oder dir etwas mitteile, dich behandle oder dir meine Hand leihe, dich belehre oder dir eine Lehre erteile, dich prüfe oder dir zuhöre, dich bearbeite oder dir Mühe und Arbeit widme. Wo der Dativ regiert, ist die Ebenbürtigkeit der Partner gewährleistet. Er lässt dem Gegenüber die Freiheit, die Gabe anzunehmen oder von ihr keinen Gebrauch zu machen. Wer mich berät, hat etwas mit mir vor; er weiß, worauf es mit mir hinauslaufen soll. Wer mir rät, ist auf mein Vertrauen angewiesen, wie ich auf seines, und er legt mich nicht fest. Ich kann den Rat annehmen, ohne ihn befolgen zu müssen und ohne unser Verhältnis zu trüben, wenn ich ihn mir nicht zu eigen mache. Jede dieser vom Dativ begleiteten Handlungen erweist sich bei genauerer Betrachtung als ein

¹⁰ Ebenda Artikel: ‚Dativ‘, Bd. 1, S. 205

Respons auf etwas Vorangegangenes, auf etwas, das von 'Dir' ausging und das mir überhaupt erst möglich machte, mich Dir zuzuwenden.

Das Wesen der Gastfreundschaft besteht nicht darin, dass ich den Fremden zum Bekannten umkrempele, sondern darin, dass ich ihm in seiner Fremdheit und Unverstandenheit traue. Und das erfordert, nachdem das Gastrecht außer Kraft ist, wirklichen Mut.